

Raus aus dem Elfenbeinturm

Bei seiner Gründung vor 40 Jahren war das „Institut für die Geschichte der deutschen Juden“ in Hamburg Deutschlands erste Forschungseinrichtung für deutsch-jüdische Geschichte. Die ist an der Elbe besser erforscht als vielerorts sonst, nach dem besten Weg zum Publikum aber wird weiter gesucht

VON ELLEN KÖHRER

Ein vornehmer Geist weht durch die Hamburger Rothenbaumchaussee. In der Nachbarschaft Anwälte, Makler, ein plastischer Chirurg, das Curio-Haus, das sich 1911 die „Gesellschaft der Freunde des wälderländischen Schul- und Erziehungswesens“ errichten ließen. Hier, im so genannten Grindelviertel, lebte 1925 noch jeder siebte Hamburger Jude. Haus Nummer 7 ist ein rotbrauner Klinkerbau mit verstricktem Erker. „Institut“ steht bescheiden auf dem Klingelschild aus poliertem Messing.

In der Eingangshalle betreten Besucher kostbaren Mosaikboden, Marmorintarsien verzieren die Wände. Hier ist das Institut für die Geschichte der deutschen Juden (IGdJ) zu Hause, die erste derartige Forschungseinrichtung in Deutschland. Gerade hat es seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert – stilgerecht mit einem Empfang im Rathaus.

Bei Gründung des Instituts lagerten in den Magazinen des hamburgischen Staatsarchivs reichhaltige Aktenbestände der Hamburger Jüdischen Gemeinde – unausgewertet. Erklärmaßen wollte das IGdJ das Erbe der deutschen, insbesondere der Hamburger Juden bewahren: 9.000 waren in der Stadt ermordet worden, weitere 10–12.000 vertrieben. Außerdem sollte der in den 60er Jahren wieder aufkommende Antisemitismus bekämpft werden. Ein Forschungsauftrag, so betonte es der erste Direktor Heinz Moshe Graupe, der durchaus Stoff für mehrere Mitarbeiter biete – und für mehrere Jahre.

Stefanie Schüler-Springorum, seit fünf Jahren Direktorin des IGdJ, holt Kaffee und Sprudel und bittet in den Konferenzsaal mit dem langen Tisch. Denn auf dem abgewetzten Lounge-Chair von Charles Eames, sagt sie, kämen sich die Besucher immer vor wie beim Arzt. Dank des Instituts, erklärt Schüler-Springorum stolz, „hat Hamburg die am besten erforschte jüdische Ge-

meinde in Deutschland“. Deren Gründer waren aus Portugal und Spanien stammende sefardische Juden, allesamt Händler, die sich im 16. Jahrhundert in der Hansestadt niederließen. „Hamburg heute ist die Stadt mit den meisten portugiesischen Cafés, das hängt wohl damit zusammen“, vermutet Schüler-Springorum.

„Forschungslücken“, gibt sie zu, habe man noch „in der Wirtschaftsgeschichte der Hamburger Juden“. Die Direktorin selbst forscht über das Judentum im 20. Jahrhundert, insbesondere jüdische Jugendbewegungen und die Täter-Opfer-Beziehungen während des 2. Weltkrieges und danach.

In Forscherkreisen ist das Institut, eine Stiftung bürgerlichen Rechts, die von der Stadt Hamburg finanziert wird, bekannt. Enge Kontakte bestehen nach Israel, Großbritannien und in die USA. Gerade arbeitet der israelische Historiker Jacob Barnai aus Haifa für acht Monate in Hamburg. Es kommt aber immer wieder auch ganz normale Besucher in die Rothenbaumchaussee, im vergangenen Jahr waren es 1.550, davon rund 100 aus dem Ausland.

Institutsbibliothekarin Alice Jankowski öffnet den Tresor mit den Kostbarkeiten, einen grauen Aktenschrank im Flur. Braune Pergamentbuckrücken stehen dicht an dicht. Im untersten Regal lagert der Videorekorder. Der älteste und kostbarste Band, ein Kommentar zur Thora in Hebräisch, illustriert mit wundervollen Stichen, wurde 1523 in Venedig gedruckt.

Herstück des Instituts ist die Präsenz-Bibliothek. Mit ihren 42.000 Bänden im Wert von mehreren Millionen Euro gehört sie hierzulande zu den großen Spezialsammlungen zur



Herstück des Instituts: Die Präsenz-Bibliothek mit ihren 42.000 Bänden FOTO: HENDRIK DOOSE

deutsch-jüdischen Geschichte. Wer sie sucht, findet sie in den Büros der Mitarbeiter um den ovalen Lichthof herum, sogar in der Küche stapeln sich die Bände in raumhohen Holzregalen. Für die Besucher gibt es nur zwei kleine Leserräume. Neben der Bibliothek unterhält das IGdJ ein kleines Archiv mit etwa 2.000 Abbildungen. Darin enthalten ist beispielsweise die „Sammlung Randt“ mit Fotos zum jüdischen Schulwesen in Hamburg.

„Unser Auftrag heißt wissenschaftliche Forschung mit wenig Ausstrahlung nach außen“, sagt Stefanie Schüler-Springorum. Die Direktorin möchte raus aus dem Elfenbeinturm. So kooperiert sie mit den Hamburger Gesichtswerkstätten oder dem

Kommunales Kino „Metropolis“ und bietet öffentliche Vorträge an. Gerade dabei „ist unser Publikum bisher 60 und älter“, sagt Schüler-Springorum. „Das wollen wir ändern.“ Auch mehr Zusammenarbeit mit den Hamburger Schulen würde sie begrüßen. Allein, es fehlen die Kapazitäten: Die drei Wissenschaftler des IGdJ sind ausgelastet, unterrichten nebenbei unentgeltlich an der Hamburger Universität.

Für die eine oder andere Publikation reicht es: Zum 40-jährigen Bestehen hat das Institut ein Nachschlagewerk herausgebracht, „Das Jüdische Hamburg“ (siehe Kasten). Und im Herbst erscheint ein Begleitbuch zu den „Stolpersteinen“, die der Künstler Gunter Demnig seit über zehn

Jahren zur Erinnerung an Opfer des Nationalsozialismus in Bundesdeutschen Gehwegen verankert.

Im nächsten Jahr soll umgezogen werden, dazu zwingen Sparmaßnahmen und beengte Räumlichkeiten: Die 42.000 Bände der Bibliothek sind in der Rothenbaumchaussee kaum mehr zu lagern. Also zieht man wie die „Forschungsstelle für Zeitgeschichte“ in ein ehemaliges Finanzamt. Dort, so Schüler-Springorum, erhofft man sich eine größere

re Nähe zu den Studierenden – und ein breiteres Publikum bei Veranstaltungen.

Lexikon Jüdisches Hamburg: Pünktlich zu seinem Jubiläum hat das IGdJ ein Nachschlagewerk zur jüdischen Geschichte Hamburgs herausgegeben. Neben Einzelschicksalen und großen Namen wie Ida Ehre, Rolf Liebermann, Solomon Heine, Käthe Manasse oder Sidonie Werner wurden darin auch Institutionen und Ereignisse aus 400 Jahren jüdischer Gemeinde in Hamburgs berücksichtigt. An dem Band mitgearbeitet haben 90 Autoren aus dem In- und Ausland.

Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hg.), Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk, Wallstein Verlag, 333 Seiten, 19 Euro

Choreographen als Frischzellen-Kur

Späte Förderung für ein oft vernachlässigtes Metier: Der Weiterbildung und Vernetzung sollen die in neun Städten entworfenen Konzepte zur Belebung der Tanzszene dienen. Im Gespräch: Kerstin Evert, Hamburger Leiterin des Projektes „Tanzplan“

taz: Im Rahmen des von der Bundeskulturstiftung geförderten „Tanzplan“-Projekts ist Hamburg die Höchstförderungszone mit 1,2 Millionen Euro zugesprochen worden. Ein Schwerpunkt des Hamburger Konzepts liegt auf der Choreographen-Weiterbildung. Mangel es Hamburg daran?

Kerstin Evert: Was Hamburg in jedem Fall braucht, ist eine Stärkung der freien Szene. Da bot es sich an, auf die Förderung junger Choreographen zu setzen. Wir werden also für jeweils neun bis zehn Monate drei Choreographen für das „Residence“-Programm nach Hamburg holen. Sie werden mit Projektgeldern ausgestattet, und am Ende ihres Aufenthalts soll eine Premiere stehen. Außerdem werden wir regelmäßig Trainingsprogramme für Tanzschaffende anbieten – sowie Kurse, in denen junge Künstler an produktionspraktische Dinge wie Akquise, die Erstellung von Anträgen und Konzepten und anderem herangeführt werden.

Ist das Programm also ausdrücklich für frisch ausgebildete Choreographen gedacht? Nein. Wir zielen auf junge Künstler, die schon erste Erfahrungen

gemacht haben und dies als Weiterqualifikation betrachten.

Welchen Gewinn bringt dies für die Hamburger Szene? Wir hegen die Hoffnung, dass einige der Choreographen in Hamburg bleiben und die hiesige Szene stärken.

Wie wird das neue Choreo-

Netz über Norddeutschland

Tanzplan Bremen initiiert Austauschprogramm von Bremerhaven bis Stralsund

Es soll eine Initialzündung sein: Der besseren Kommunikation der Tanzszene im norddeutschen Raum ist die Bremer Facette des bundesweiten „Tanzplan“-Projekts gewidmet. Zweimal pro Saison sollen sich in insgesamt neun Partnerstädten – Braunschweig, Bremen, Bremerhaven, Greifswald/Stralsund, Hannover, Hildesheim, Kiel, Oldenburg und Osnabrück – Ensembles der städtischen und freien Tanzszene sowie Kinderproduktionen begegnen.

Geschlossen werden soll dadurch eine Lücke, die seit langem klafft: „Das Publikum im norddeutschen Raum reist kaum, außerdem gibt es aus finanziellen

graphie-Zentrum, das ab Sommer 2007 in der Hamburger Theaterfabrik Kampnagel residieren soll, aussehen?

Eine derzeit für Ausstellungen genutzte Halle wird so umgebaut, dass zwei Studios und ein Seminarraum entstehen. Trainings, Workshops und Kurse für

Gründen kaum Gastspiel-Möglichkeiten für die Ensembles“, weiß Patricia Stockemann, Mit-Initiatorin und Tanzdramaturgin am Bremer Theater. Das Resultat: Die Tanz-Szene der anderen Städte sei nicht nur dem Publikum nicht bekannt, auch unter den Tänzern gebe es zu wenig Kontakte. Und Produktionen mit Kindern seien nach wie vor selten.

Mit je 650.000 Euro haben die Bundeskulturstiftung und die Stadt Bremen das Austausch- und Tourneeprojekt daher gefördert. Gemeinsame Projekte der so zusammengebrachten Kompagnien sind zunächst nicht geplant, wohl aber die Öffnung

neuer Räume – und das im Wortsinn: Nicht nur an den Theatern, auch an anderen Spielstätten in den beteiligten Städten sollen die Ensembles bei den Treffen auftreten können: „Wir wollen die Grenzen zwischen den Ensembles der Städte sowie zwischen städtischer und freier Szene öffnen“, betont Stockemann, „und eine neue Transparenz zwischen Institutionen und freien Tänzern schaffen.“ Auch an die Bespielung von Fußgängerzonen und anderen öffentlichen Orten sei gedacht.

Wie gestaltet sich das speziell auf die Hamburger Tanzschaffenden bezogene Segment des Tanzplans?

Außerdem sollen im Rahmen der Treffen Publikumsgespräche und Kritiker-Workshops angeboten werden.

Die städtischen Projektgelder für Tanz werden um 100.000 Euro aufgestockt. Diese Summe stammt aus den 1,2 Millionen Euro, die die Stadt – analog zur Förderung der Bundeskulturstiftung – beigesteuert hat. Zusätzlich werden 100.000 der 300.000 Euro, die bislang für Tanz- und Theaterprojekte in den Hamburger Kulturhaushalt eingestellt sind, speziell für den Tanz abgetrennt. Hieraus kommen also 200.000 Euro, um die sich die Hamburger Tanzschaffenden jährlich bewerben können.

Sie wollen in Hamburg mit dem Studiengang „Performance Studies“ kooperieren. Was ist das konkret geplant?

Wir wollen Theorie und Praxis des Tanzes enger zusammenbringen. Denn Tanz existiert natürlich nicht nur als körperlicher Ausdruck. Es gibt hier – genau wie beim Theater – zum Beispiel eine reiche Historie, die aber nirgends vermittelt wird. Diese inhaltlichen Aspekte möchten wir durch Veranstaltungen wie Kurse, Einführungen und Vorträge ändern.

Dem Tanzplan-Konzept zufolge soll sich die Hamburger Tanzszene jetzt „angemessen“

entfalten können. Wo liegen deren aktuelle Defizite?

Unter anderem im mangelnden Zuzug junger Künstler von außen. Außerdem fehlten ausreichende Projektgelder. Auch ein zentraler Ort, an dem sich Tanzschaffende weiterbilden und treffen können, existierte bislang nicht. All das wollen wir mit Hilfe der erwähnten Maßnahmen ändern.

Das bundesweite „Tanzplan“-Projekt ist auf fünf Jahre angelegt. Wie wird es danach weitergehen?

Über die Hamburgische Politik nach 2010 kann ich natürlich noch nichts sagen. Klar ist aber, dass die Bundeskulturstiftung durchaus Wert auf Nachhaltigkeit legt. Außerdem entsteht durch den Umbau der Kampnagel-Halle zum Choreographischen Zentrum ja auch eine gewisse Verpflichtung.

INTERVIEW: PETRA SCHELLEN



KERSTIN EVERT hat Theaterwissenschaft studiert und über zeitgenössischen Tanz promoviert. Als Dramaturgin ging sie dann an die

Komische Oper Berlin. Seit 2002 ist sie Kampnagel-Dramaturgin FOTO: KAMPNAGEL